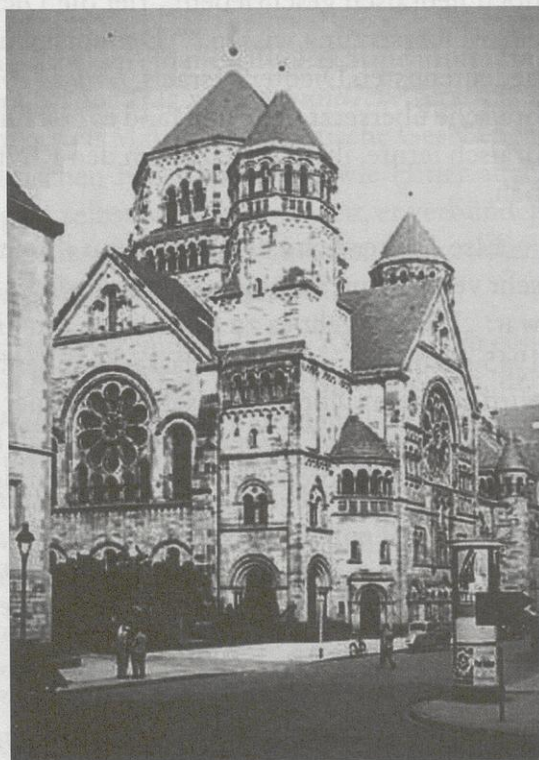


Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945

Gedanken zu einer bemerkenswerten Entwicklung

Peter Wallach*

Das im Krieg zerstörte Humboldt-Gymnasium in Düsseldorf war mehrere Jahre in die Luisenschule umquartiert. Ich war damals Gymnasiast, und da ich in Fensternähe saß, glitt mein Blick oft auf die gegenüberliegende Straßenseite – in Richtung der früheren Synagoge oder besser, dessen, was davon noch übrig geblieben war: ein abgeräumtes Trümmergrundstück und ein schräges Mauerstück, an der Basis kaum 2 m breit, gleichsam das Nachbargebäude abstützend.



Die Synagoge in der Kasernenstraße, fertiggestellt 1904 nach Entwürfen des Architekten Joseph Kleesattel (1852–1926).

Dieses Relikt, das inzwischen einem modernen Gebäude gewichen ist, scheint mir symbolhaft für jüdisches Schicksal in diesem Lande, für die auf so grausame Art jäh unterbrochene Kontinuität jüdischer Präsenz und Existenz. Und ebenso richtig ist: 1959 erstand an ganz anderer Stelle der

* Dr. med. Peter Wallach, Freiburg/Br., 1937 in Erfurt geb., 1939–1945 in der Emigration in der Schweiz, 1945–1953 in Israel, dann Rückkehr nach Deutschland. 1962 medizinisches Staatsexamen in München, 1970–2001 als Internist niedergelassen in Freiburg, verantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Stadt ein neues, kleineres jüdisches Gotteshaus. Heute ist die jüdische Gemeinde *Düsseldorf* mit 7500 Mitgliedern die drittgrößte Gemeinde Deutschlands, – vor 1933 waren es nur 5000. Damit ist die jüdische Gemeinde Düsseldorf eine einmalige Erscheinung: keine andere Gemeinde einer deutschen Großstadt hat die Vorkriegszahl wieder erreicht oder gar

übertraffen. Freilich finden sich auch in Düsseldorf nur sehr wenige jüdische Einwohner, deren Vorfahren „alte Düsseldorfer“ waren. Die große Mehrheit, und das trifft für fast alle Städte der Bundesrepublik zu, besteht aus Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion, die seit 1990 als Kontingentflüchtlinge hierher kamen.



Düsseldorf: die neue Synagoge.

Rückkehr und Neuanfang

Ein seltsamer und ungewöhnlicher Eisenbahnzug setzte sich im Juli 1947 in Neapel in Richtung Norden in Bewegung. Sein Ziel: *Berlin*. Die Fahrgäste waren mehrere Hundert „Shanghaier“, jüdische Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland, die in China überlebt hatten und sich entschlossen, in ihre Heimatstadt zurückzukehren. Dort war freilich nichts mehr wie früher. Diese Rückkehrergruppe und zusätzlich wenige Tausende, die in Verstecken überlebt hatten sowie zum Bleiben in Deutschland entschlossene DPs (Displaced Persons, d. h. Heimatlose) bildeten den Kern der wiedergegründeten Berliner Gemeinde. Ähnliches geschah auch in München und Frankfurt a. M. Die erwähnte Düsseldorfer Gemeinde hatte 1953 gerade wieder 500 Mitglieder, vorwiegend aus Osteuropa und aus den Zufluchtsländern Rückgewanderte.

Bergen-Belsen 1945–1949, in der Nähe des ehemaligen Konzentrationslagers: Hier bestand die erste Nachkriegsgemeinde Niedersachsens, jedoch

„auf Abruf“, denn die mehrere Tausend Mitglieder, allesamt DPs, warteten ungeduldig auf die Möglichkeit der Weiterwanderung, vornehmlich nach dem gerade gegründeten Staat Israel.

Erfurt 1952: Hier wird die einzige neue Synagoge in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (DDR) erbaut. Ein Teil der jüdischen Restgemeinde Breslau war nach Kriegsende nach Erfurt gezogen, rund 250 Personen. Im Zuge antijüdischer stalinistischer Maßnahmen in der DDR verließen sie dann die Stadt wieder und ließen sich teilweise in *Hamburg* nieder. Ein deutlicher zahlenmäßiger Rückgang der jüdischen Bevölkerung war kennzeichnend für die gesamte DDR. Zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990 zählte die dortige jüdische Gemeinschaft – einschließlich Ost-Berlin – gerade noch 400 Mitglieder.

In den ersten Nachkriegsjahren saßen viele Juden in Deutschland „auf gepackten Koffern“, unschlüssig, ob man bleiben oder dieses „Land der Täter“ verlassen sollte. Nach und nach entstanden jedoch in den Folgejahren notwendige Gemeinde-Infrastrukturen: zunächst sehr bescheidene Synagogenbauten und mehrere Altersheime. In *Berlin* und später in *Hamburg* gab es wieder jüdische Krankenhäuser, die der breiten Öffentlichkeit offenstanden. Bauliche jüdische Präsenz, für jedermann erkennbar, entstand im Wesentlichen in Berlin, Frankfurt/M. und Köln. Dort und in anderen Städten konnten frühere Synagogen, schwer demoliert und teilweise gänzlich zerstört, wieder aufgebaut werden. Hingegen erhielt die jüdische Gemeinde in *München*, mit 9000 Mitgliedern die zweitgrößte Gemeinde in Deutschland, erst im November 2006 ihr neues und imposantes Gemeindezentrum in der Stadtmitte: die Hauptsynagoge¹, das jüdische Museum und das große Gemeindehaus, einschließlich Kindergarten, Grundschule, großem Festsaal und koscherem Restaurant. All dies sind sichtbare Zeichen für eine Konsolidierung jüdischen Lebens in diesem Lande.

Die *konkrete Gefahr* für das Überleben jüdischer Präsenz in Deutschland bestand jedoch zunächst seit den Siebzigerjahren von „innen“: Die jüdische Gemeinschaft war hoffnungslos überaltert, auf 7 Todesfälle kam eine Geburt – und das bei einer Minorität, die gerade ein halbes Promille (!) der Gesamtbevölkerung ausmachte. Eine Wende kündigte sich erst ab 1990 an durch die Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion.

1) Vgl. Ellen Presser, *Wir haben gebaut, wir bleiben*. Einweihung der Hauptsynagoge in München, FrRu 14(2007)152–154.

In *Freiburg* wurde im Jahre 1987 ein großzügiges jüdisches Gemeindezentrum in der Stadtmitte erbaut, für damalige Verhältnisse – 200 teilweise sehr betagte Mitglieder – viel zu groß. Ein Vorstandsmitglied wagte jedoch die weise Voraussage: „Schon oft kam der Zuwachs an jüdischer Bevölkerung aus dem Osten.“ Und tatsächlich, – dies gilt für den Großteil der Städte der Bundesrepublik: Seit 1990 kamen jüdische Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion in – für jüdische Deutschland-Verhältnisse – großer Zahl, so dass das Judentum in Deutschland heutzutage wieder rund 120 000 (1933: über 600 000) Personen umfasst. Dass die relativ kleinen jüdischen Gemeinden hier eine fast nicht zu bewältigende neue Aufgabe erhielten, liegt auf der Hand. Die Zuwanderer mussten beruflich, sozial und sprachlich in die deutsche Gesellschaft einerseits und religiös in die jüdische Gemeinschaft andererseits integriert werden. Erinnern wir uns: Diese Zuwanderer kamen (und kommen weiterhin) aus einem ehemaligen atheistischen Staat und wussten somit im Allgemeinen nur sehr wenig über ihr Judentum.

Wo befinden wir uns heute? Lässt sich eine Voraussage für zukünftiges jüdisches Leben in Deutschland treffen? Wann wird die Gemeinschaft der „*Juden in Deutschland*“ wieder zu einem „*Deutschen Judentum*“ werden? Eine nicht rechtsradikale und nicht antisemitische Atmosphäre vorausgesetzt, wird sich, meiner Meinung nach, in den nächsten 2 bis 3 Jahrzehnten wieder ein spezifisches Judentum in diesem Lande entwickeln. Ob dabei an die große Tradition des infolge nazistischer Barbarei untergegangenen, weit über tausendjährigen deutschen Judentums angeknüpft werden kann, wird sich erst allmählich zeigen.

Im europäischen Kontext heißt dies: Deutschland wird voraussichtlich – wie alle anderen europäischen Länder – „seinen“ jüdischen Bevölkerungsanteil haben. Denn zahlenmäßig ist dieser Anteil in West- und Mitteleuropa (nach Frankreich und Großbritannien) wieder der drittgrößte, – einstweilen mit wachsender Tendenz. Ein äußeres Zeichen hierfür war für mich eine Aufschrift am Bauzaun des (inzwischen eingeweihten) Münchener Gemeindezentrums: „Die Israelitische Gemeinde kehrt in die Stadtmitte zurück.“ Nicht nur in München. Auch für die 1979 gegründete, in der Heidelberger Altstadt gelegene Hochschule für Jüdische Studien erfolgte im April 2008 die Grundsteinlegung zu einem Neubau.